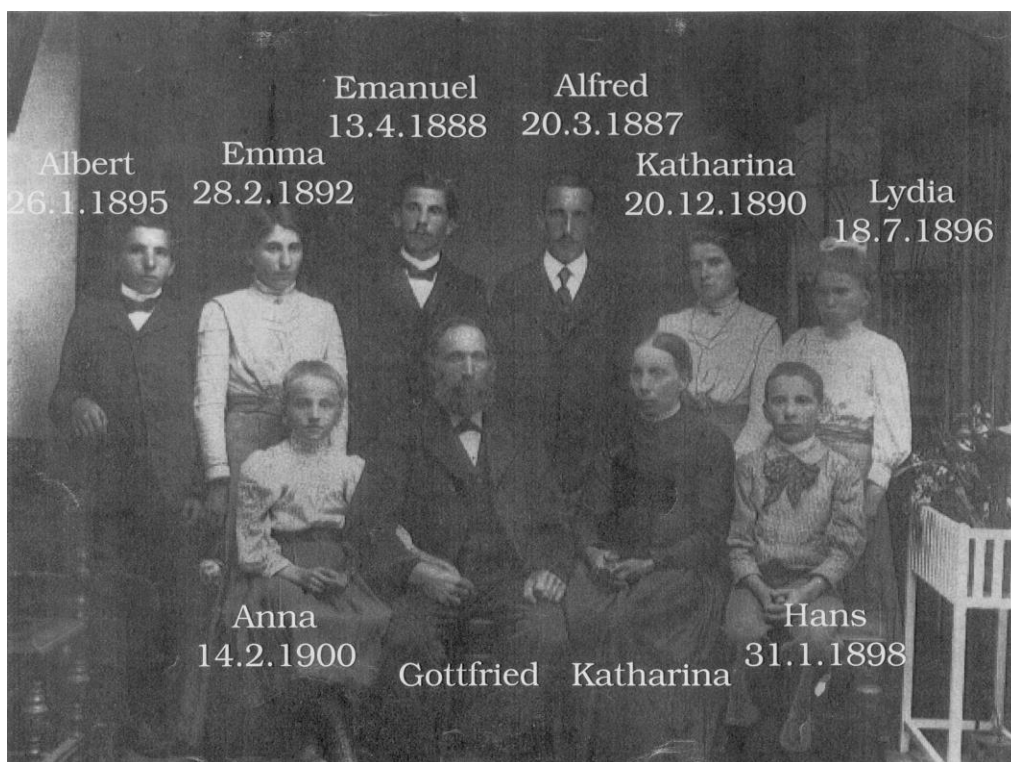


Ausreise der Familie von Siebenthal 1904 in den Thurgau

*Maria Frick, Enkelin des ausgewanderten Ehepaars
Frauenfeld, 2004*

(das Original unterschrieb sie mit "Badhans' Gottfrieds Käthis Maria Frick")

Text gekürzt



Im hoch- und abgelegenen Turbachtal bei Gstaad existierte seit Jahrhunderten ein Schwefelbad, und unser Urahn **Johann von Siebenthal**, wurde **Badhans** genannt, weil er auch einstmals Wirt in diesem wohl etwas dubiosen Bädli war. Im grossen Saanenbuch heisst es, dass dort „verbotener Weinausschank, Schlägereien und dgl.“ betrieben wurden. Was dergleichen" im Klartext hiess, bleibt der Phantasie des Lesers überlassen...

Auch an seinem Sohn Gottfried von Siebenthal blieb dieser Name hängen, er war im Oberland bekannt unter dem Namen **Badhans' Gottfried**.



Badhans Gottfried von Siebenthal, hier auf dem Bild von 1883 als ca. 25-jähriger junger Mann.

Er erwischte einen nasskalten Start ins Leben: Nach seiner Geburt auf der Alp Turnels hielt ihn sein Vater kurzerhand unter die Dachtraufe, um ihn zu waschen.

Schon als sieben- und acht-Jähriger musste Gottfried sein Leben verdienen, indem er in Saanen bei seinem Grossvater die Ziegen hütete und dabei „Buschle“ (Wedele) machte. Der Grossvater versprach ihm einen Rappen pro Büscheli - und im Herbst erhielt er 63 (nicht etwa 65) Rappen Lohn. Die 63 Rappen waren der Grundstock eines Vermögens, das dereinst allen Söhnen und Töchtern eine stattliche Startposition, auch ganze Bauernhöfe, bieten sollte.

Seine Freude am Sparen brachte es auch mit sich, dass er später bei seinen vielen Fahrten ins Oberland nie den Schnellzug benützte, der zwei Franken Zuschlag kostete. „Was ich mit Hocken verdienen kann, lasse ich mir nicht entgehen.“

26-jährig, mit ein paar Kühen im Stall, richtete er seine Augen auf das stattliche Reichenbachhaus auf der Sonnenseite des Tales, wo es das **Käthi** gab. Käthis Brüder waren ob dem armen Schlucker gar nicht erbaut - trotzdem heirateten sie später, und für Käthi begann das Nomadenleben einer Bergbäuerin.

Gottfried musste übrigens für das Hochzeitsessen 70 Franken bezahlen, weil von den Reichenbachbrüdern so viel „gsuffe“ worden war.

Immer wieder zügeln, mit Sack und Pack und Kind und Kegel. Stundenlange Alpaufzüge, nach dem Bimi, dem Zwitzeregg, zur Alp Lécherette am Col du Pillon, von wo Vater Gottfried ein Kind auf den Friedhof im Etivaz tragen musste, zum En Cray, wo wieder eines nach Rossinière hinunterzutragen war.

Die Alpaufzüge - ein Kind auf dem Arm, das nächste unter der Schürze und eines an der Schürze - gar nichts hatten diese Wanderungen mit den folkloristischen Alpaufzügen zur Unterhaltung der Touristen zu tun. Am Ziel kein Ausruhen. Die Wandtablare vom Mäusedreck reinigen, Milchgeschirre fegen, Bettsäcke mit Stroh füllen, nicht zu viel, nicht zu wenig! Die Kleinen ins Bett bringen, sie beruhigen und mit ihnen beten. Wenn der Papa mit dem Muli den Käse nach Vifis (Vevey) brachte. übernahm die Mutter das Käsen zu allen übrigen Pflichten hinzu.

Doch manchmal gab es auch für sie geruhsame Stunden, auf einem Stein an der Sonne zu sitzen mit einer Näharbeit, während die Kleinen aus Dreck Kühe formten. Kamen jedoch Touristen daher, packte die Mutter ihre vor

Schmutz starrenden Kinder und, um sich nicht ihretwegen schämen zu müssen, sperrte sie sie kurzerhand in den Geissenstall, um dann gastfreundlich den Fremden eine Tasse Milch zu offerieren.

Dann aber, 1900, nach der Geburt Annas, des zehnten Kindes, stellte der Augenarzt in Thun die schreckliche Diagnose: vollständige Blindheit sei zu erwarten. Meine Mutter, Katharina, damals zehnjährig, hat mir erzählt, wie da alle, vom grössten bis zum kleinsten Kind, in der Stube auf den Knien um ein Wunder beteten; aber es geschah keines. Oder doch? Es war erstaunlich, wie geduldig und tapfer ihre Mutter die Erblindung in ihrem begnadeten Glauben zu tragen vermochte.

Da das oberländische Nomadenleben für Käthi nicht mehr möglich war, suchte Gottfried im Unterland einen "Gwärb" zu kaufen. Die erblindende Frau wäre gern etwa in Château d'Oex, ein wenig in der Nähe, geblieben. Gottfried wurde aber im Thurgau fündig, auf dem Klingenberg. Das war 1904, vor hundert Jahren. Noch gleichentags wurde der Kauf in Steckborn amtlich beurkundet. Damit war die Entscheidung besiegelt, die für uns alle, die wir Badhans' Gottfrieds Nachfahren sind, Schicksal bedeutete, Schicksal mit unabsehbaren Konsequenzen.

Züglete mit Herdengeläute

Gedrückt und wortkarg sass der Bauer Johann Gottfried auf seinem Fuhrwerk, während seine Frau Luise Katharina neben ihm von Zeit zu Zeit die nassen Augen trocknete, die Augen, von denen der Arzt in Thun eben festgestellt hatte: "Es tut mir leid, aber es ist nichts, gar nichts zu machen, das Augenlicht wird erlöschen." - Eine Frau, Mutter von acht Kindern, von denen das jüngste in der Wiege lag und das älteste 14 zählte.

In jener Nacht wurde nur im untern Tel des fröhlich bemalten hochbeinigen Doppelbettes friedlich geschlafen. Der Mann fragte sich: "Wie in aller Welt soll es nun weitergehen? Eine blinde Frau und eine Schar kleiner Kinder, nein, Bergbauer kannst du nicht mehr bleiben. Wir müssen ins Unterland!"

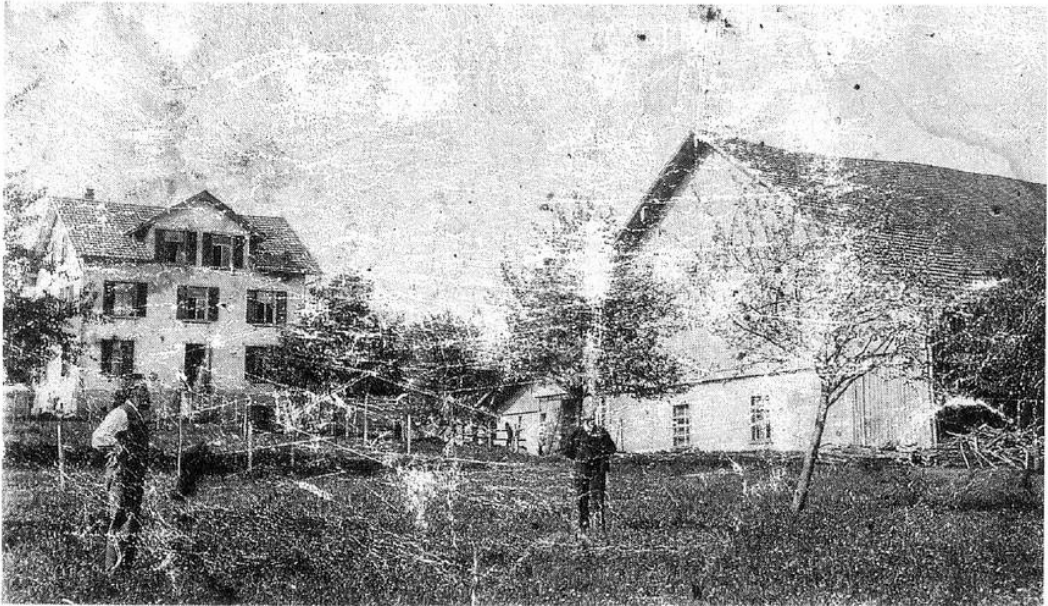
So führ denn Gottfried in den Thurgau. Bei einem kleinen Bahnhof mit der Bezeichnung "Müllheim-Wigoltingen" verliess er den Zug. Missmutig liess er den Blick über die ebene Thurgauer Landschaft schweifen. Nein, so im Loch beehrte er denn doch nicht zu sein. Aber zuerst einmal lenkte er seine Schritte zu dem behäbigen Landgasthof, der "Wartegg".

Der Serviertochter bestellte er zunächst einmal ein heisses Gaffi und fragte, wo der Klingenberg sei. Aber diese starrte ihn verständnislos an und holte den Wirt: Es sei einer da, der welewäg französisch rede, emel sie verschtönd kein Wort. Der Wirt jedoch merkte bald, dass dies kein Welscher, sondern ein Berner-Oberländer war. Er brachte ihm eigenhändig den Kaffee. So, ins Schloss Klingenberg wolle er? Nein, eben nicht ins Schloss, da müsse ein Gwärb zu kaufen sein, der so heisse. Also dann Altehuuse, ja, jetzt wisse er Bescheid, dort, jener Mann in der Ecke, das sei der Nachtwächter Schmid von Homburg, der Gemeinde, zu der diese Bauert gehöre, der werde ihm den Weg auf den Klingenberg grad zeigen.



Der Weg auf die Höhe war lang genug, dass der Nachtwächter dem aufmerksam lauschenden und knappe Fragen stellenden Fremden die Verhältnisse genau schildern konnte. Ja, die jetzigen Besitzer seien auch rechte Leute, andersgläubig zwar und erst noch Stündeler, wenn er wisse, was das sei. "Stündeler bin ich selber, und wenn sie von der rechten Sorte sind, dann sind sie mir lang recht." Als aber der Einheimische sagte: "Und das ist das Land, das dazu gehört", da wusste der Bergbauer auch schon, dass dies seine neue Heimat werde; wengleich die Berge, die da von ferne zu sehen waren, nicht mehr Wildhorn, Gummfluh und Rüblihorn, sondern Säntis, Churfirsten und Tödi hiessen.

Der neue Wohnsitz im Thurgau auf einer alten Aufnahme vom 1. April 1904: Der Hof im Klingenberg.



Die Bäuerin, die ihn freundlichst begrüßte, meinte, von ihr aus könne er lieber heute schon als erst morgen das Ganze übernehmen, und dieser merkwürdige Interessent sagte: "Und von mir aus kann man heute schon verschreiben." Und tatsächlich wurde auch gleichentags noch das Pferd eingespannt, um in Steckborn den Handel zu bereinigen.

Ungeduldig wartete anderntags die Kinderschar, dass der müde Vater endlich erwachen und erzählen sollte, und gutgelaunt tat er dies denn auch. "Bürschli, im nächsten Sommer werdet ihr Kirschen essen, dass euch allen die Bäuche platzen werden," worauf ein gewaltiger Jubel ausbrach. Nur die Minter seufzte: "So weit, so schrecklich weit weg, warum kann es nicht Rougemont oder Chateau-d'Oex sein?"

"Steh auf hohem Bergesrückten, schau hinab ins stille Tal ..." sangen am letzten Schultag, begleitet von Lehrer Reichenbachs Geige, die Bissen-Schüler dem Alfred, den Manuel, der Emma und der Käthi, und in der Rütli-Kapelle wurde gar zweistöckig Abschied gefeiert. Gab es im oberen Stock eine Pause zwischen "Ich bin durch die Welt gegangen" und "So nimm denn meine Hände", so hörte man die im untern Stockwerk singen: "Ihr Berge lebt wohl, lebt wohl, lebt wohohohol."

Am 30. März 1904 fuhr Vetter Manuel vom Schönried morgens um vier Uhr im wilden Schneegestöber mit der Mutter und den kleineren Kindern nach Zweisimmen, um den ersten Zug zu erreichen. In Spiez und in Bern standen

hilfreiche Menschen, die von diesem Auszug vernommen hatten, bereit, halfen umsteigen, brachten z'Imbiss und gaben Grüsse auf für den Sami Zumbrunnen aus Zweisimmen, der auch da draussen, in Bornhausen, wohnen sollte.

In Olten gab es warme Mehlsuppe im Bahnhofbuffet, aber nicht für den Vater. Mit drohend gefalteten Augenbrauen entrüstete sich der hochgewachsene bärtige Mann bei den Bahnangestellten, man habe ihm versprochen, dass die zwei Bahnwagen mit dem Vieh gleichentags im Thurgau ankommen würden, und jetzt habe man sie doch abgehängt. "Ja, weil wir jetzt halt Ende Monat so viel andere Ware zu transportieren haben; aber morgen bekommt Ihr Eure Kühe dann schon." - "Nicht morgen, heute will ich sie haben!" schrie Badhans Gottfried, worauf sie die beiden Wagen murrend wieder anhängten. In Zürich wiederholte sich dieselbe Szene.

Auf dem sonst so verschlafenen Statiönchen Müllheim-Wigoltingen war nun ein mächtiger Betrieb. Hilfreiche Hände luden auf; zuoberst thronte der Sekretär mit den leeren Geldschubladen. Die Mutter und die Kleinen wurden vom Fuhrmann abgeholt. Das Katheli und Hansi kamen zu den Trabers; dort kamen sie zum ersten Male selbstgebackenes Bauernbrot, und weil Jümpferli ein wenig schnäderfrässig war, fand es, daheim im Gstaad habe man nie so schwarzes Brot gehabt, obwohl es zugeben musste, dass es "chüschtig" sei.

*Plötzlich tönte es: "Sie chömed, sie chömed, me ghört d'Glogge."
Und tatsächlich bewegte sich auf dem Seerücken im Thurgauer Land ein Alpaufzug mit Simmentaler Fleckvieh. Die Bauern hatten das Geläute entdeckt und bestanden darauf, es den Kühen umzuhängen.*

Freilich, öfters schüttelten in der Folge die Thurgauer Bauern ihre Köpfe über die merkwürdige und ungewohnte Art des Oberländers, im Unterland zu bauern. Aber am Feierabend, wenn er mit seinen Buben auf der steinernen Treppe vor dem Hause sass, um mit ihnen — so wie im Bergland gewohnt — eins zu juzen, da schüttelten die Thurgauer nicht mehr missbilligend ihre Häupter, sondern nickten anerkennend.



der Betrieb heute

Nicht leicht wurde das Einleben der „Andersgläubigen“ - wie sie von den katholischen Homburgern genannt wurden. Siebenthals Weidewirtschaft (die Kühe auch nachts draussen zu lassen) wurde zum Beispiel spöttisch belächelt.

Die heranwachsenden Töchter mussten bei den Nachbarinnen Rat suchen für die Pflege des Gemüsegartens, für das Obstdörren, Brot backen, die Verwertung des Fleisches etc., und die Kleinen hatten es mit ihrer Berner Oberländersprache in der Schule nicht leicht. Was wurden sie ausgelacht, wenn sie „Blistift“ statt „Bleistift“ sagten und „zähe“ statt „zäh“ (für 10).

Der Zwang zur Züglerei hatte aufgehört; doch sesshaft wurde der ans Nomadenleben gewöhnte Gottfried nicht. Nach sechs Jahren kaufte er das repräsentative Schlössli bei Frauenfeld.

Aber auch dort hielt er es nicht lange aus. Die Kantonsschüler verleiteten ihm diesen Besitz, indem sie ständig durch das Gras stapften, und der Apotheker Viktor Schilt trug dazu bei, indem er dem Bauern vorschreiben wollte, wie er die Gülle auszuführen habe. Das veranlasste ihn, die Liegenschaft zu verkaufen - deren späterer Besitzer konnte dann Millionenbeträge fürs Bauland einstreichen.

Wenn Gottfried auf den Viehkauf ins Oberland ging, habe er einige Hunderternoten eingepackt, und dazu noch 50 Rappen für einen Teller Suppe unterwegs.

Und trotz seiner Sparsamkeit war unser Grossvater doch nicht geldgierig. Meine Schwester Lydia, sein ältestes Grosskind, erinnert sich, wie jeweils Bauern zu ihm kamen, um eine Kuh zu kaufen und dann bekümmert sagten, sie hätten zu wenig Geld. „Nimm sie“, habe der Grossvater dann gesagt,

„chasch mer zale, wenn's häsch". Er habe nicht einmal den Namen des Schuldners aufgeschrieben.

Die nächste Heimstätte war Gündelhart, wo drei Wochen nach dem Einzug die Maul- und Klauenseuche ausbrach. Der Verkäufer des Hofes hatte verheimlicht, dass er kurz zuvor einen Seuchenfall gehabt hatte. Grossvater hielt die Schlachtung nicht aus. Er flüchtete aufs Ofechüschli. 28-mal zuckte er zusammen, bei jedem Schuss, der wieder und wieder eine seiner Kühe traf.

1922 übergab er den Hof seinen Söhnen Alfred und Albert, und der einstige Schössligutsherr zog in ein kleines Tagelöhnergütlein in Huben bei Frauenfeld Als 1925 sein Schwiegersohn Theodor Frick, der Mann seiner Tochter Katharina, 43-jährig starb, kam er tröstlich mit einigen Kühen zur jungen Witwe und ihren drei kleinen Kindern ins Frauenfelder Langdorf, wo er wenige Jahre zuvor der jungen Familie ein Haus gekauft hatte - gar nicht zur Freude des nun toten Schwiegersohns ein altes Bauernhaus, mit vorerst leer stehendem und damit sinnlos gewordenem Stall und windiger Scheune. Aber eben dieses Haus mit seinen drei Wohnungen und dem doch auch vermietbaren Stall erwies sich dann als überlebenswichtig für die halbverwaiste Familie.

1926, ein Jahr nach Theodor Frick, starb auch er. Zur Zeit seines Todes habe er 12 seiner Kühe bei Bauern, deren Namen nun niemand mehr wusste, am Futter gehabt. Keiner meldete sich. Aber neun Jahre danach kam ein Bauer zur Grossmutter Käthi und brachte ihr 500 Franken. Denn das Gewissen, sagte er, plage ihn. Und sogar noch etwa dreissig Jahre später wurde Sohn Albert an das Sterbebett eines Bauern gerufen, der nicht sterben wollte, bevor den Siebenthals die geschuldeten 900 Franken zurückbezahlt wären.

Grossmutter Käthi blieb in Frauenfeld-Langdorf bei ihrer gleichnamigen Tochter, der Witwe von Theodor Frick, meiner Mutter. Und während diese als Putzfrau die Fliesen der grossen Kantonalbank-Halle oder anderswo den Boden auf den Knien fegte, hütete die uns die Blinde, den zweijährigen Gerhard und mich, die vierjährige Maria. Natürlich konnte sie nicht helfen, als dem kleinen Buben von der obern Laube ein Hammer auf den Kopf fiel und er blutüberströmt dastand, bis ihm endlich eine Nachbarin ein Pflaster auf den Kopf klebte. Ebenso hilflos musste die gute Grossmutter ein anderes Mal von einer Nachbarin hören: „Isch das ihres Maiteli, wo do uf em Bahngleis Blüemli abrupt?"

Ganz schlimm muss es gewesen sein, als der älteste Sohn in grosser Notlage kam und um Geld bat. Sie konnte ihm nicht helfen, hatte keinen Zugang zu ihrem Vermögen. Weinend sah ich den Onkel gehen und weinend blieb seine blinde Mutter in der Stube zurück. Ich glaube, es war ihr ernst,

wenn sie schliesslich an jedem Jahresende beklagte, dass sie immer noch da sei. Der Wunsch, endlich sterben zu dürfen, wurde ihr 1938 erfüllt.

Auf Katharina und Gottfried von Siebenthal-Reichenbach muss in dieser Erzählung noch manchmal zurückgekommen werden; denn es gehört sich nun, dass ihre Kinder, die dritte Generation unserer Siebenthalfamilie, der Reihe nach vorgestellt werden:

Alfred von Siebenthal, Badhans' Gottfrieds Alfred, war der Älteste. Als solcher musste er früh schon Verantwortung übernehmen. Vierjährig war er, und sein Bruder Manuel erst drei, als die beiden beschlossen, vom Etivaz aus zu den Grosseltern im Turbach zu gehen. Die Mutter suchte sie in grosser Angst; die Strasse war mit einer Mauer gesäumt, durch deren grosse Lücken man in die Schlucht sehen konnte. Auf dieser Strasse mussten ihre Buben sein. Da kamen sie ihr entgegen und Alfred sagte, er habe gedacht: „Mir wei umchere, d'Schtärne chäme ja scho“.

Als 13-14-Jähriger hörte er, es war auf dem Bimi, ein Kind um Hilfe rufen. Er bewaffnete sich mit einem Prügel und fand den kleinen Bruder Albert von einem Steinbock mit dem Gehörn an die Felswand gepresst. Die Aufbietung aller Kraft und der Prügel schlugen den Steinbock in die Flucht.

Später wusste sich Alfred nicht mehr so gut zu helfen. Er heiratete eine Frau, Marta Frei, die dem Schwiegervater Gottfried nicht gefiel. Sie war ihm bei weitem nicht sparsam genug. Aber sie gebar neun Kinder: Martha, Gottfried, Margrit, Dorli, Mineli, Willi, Anna, Walter und Rosalie.

Und wie viele Bauern in der Krisenzeit fallierte Vater Alfred wegen einer Bürgschaft, die er gutmütig übernommen hatte. Den schönen ererbten Hof liess er sich von einem frommen "Freund", der schön Harmonium spielte, für einen Spottpreis abkaufen. Auf dem kargen Gütchen, das ihm verblieb, erlitt er durch den Hufschlag eines Pferdes eine Hirnverletzung. Er starb an der Hirnoperation, und da es keine Sozialhilfe gab, wurde die ganze Familie auseinandergerissen, die Kinder da und dort mehr oder weniger freundlich aufgenommen oder verdingt, heimatlos. Das aber wollte Mutter Marta nicht auf die Dauer hinnehmen. Tapfer und tüchtig suchte sie, den verstreuten Kindern wieder ein Heim zu verschaffen. Als Haushälterin fand sie in dem verwitweten kinderlosen Jakob Keller den Mann, der sie heiratete und bereit war, neun Kindern Vater zu werden und diesen Heimatlosen eine Heimat zu bieten.

Die Zugehörigkeit zur „Evangelischen Gemeinschaft“ (heute EMK), wurde für den zweiten Sohn zur Herausforderung: **Emanuel von Siebenthal** fühlte sich zum Prediger berufen. Wie üblich, musste er, um ein Praktikum absolvieren zu können, einen amtierenden Prediger suchen, um von ihm

dem Predigerseminar empfohlen zu werden. Vielleicht hatte dieser Prediger eine grosse Familie und einen kleinen Lohn, so dass er übers Kostgeld hinaus einen Sack Kartoffeln, eine Speckseite und eine Zaine Äpfel verlangte. Worauf Papa sagte: „So nicht!“ Emanuel wurde Diakon.

Während des Ersten Weltkriegs arbeitete er als Pädagoge im Schwarzacherhof, einer Erziehungsanstalt für schwierige Burschen in der Nähe von Heidelberg. Für die damalige Zeit wandte er bereits erstaunlich moderne Methoden an. Er behandelte die Zöglinge nicht mit tyrannischer Strenge, sondern suchte ihr Vertrauen zu gewinnen. Er teilte mit ihnen seine Vorzugsration - Kaffee und Wurst zum Zvieri - und er las mit ihnen den Anzeiger von Saanen, damit sie, im kriegführenden Deutschland, eine politisch neutrale Stimme vernahmen.

Am 26. September 1916 - ein Datum, das noch in Erinnerung ist - ging Manuel mit den Burschen Kartoffeln graben. Drei von ihnen waren eben erst angekommen und waren bereits zur Flucht entschlossen. Die Gelegenheit dazu schien günstig, da der Kartoffelacker nahe bei einem grossen Walde lag. Sie rannten davon, Manuel pflichtbewusst ihnen nach. Da habe einer der Burschen einen Karst geworfen, der Manuel am tödlich am Genick traf. Sie schleppten ihn mit dem Gesicht nach unten in den Wald und flohen.

Da Krieg war, hatte Papa die grösste Mühe, um eine Einreiseerlaubnis nach Deutschland zu erwirken. Er musste dann vor der Beerdigung noch das Gesicht seines Sohnes von der Ackererde reinigen. Er besuchte die drei Burschen, die bereits in Mannheim im Gefängnis sasssen. Zwei waren trotzig und unzugänglich. Doch einer habe bitterlich geweint. Die Losung jenes Tages habe gelautet: „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen.“

Als drittes Kind kam 1890 die erste Tochter, **Katharina** (nachmals Frick-von Siebenthal), meine Mutter. Das genaue Datum ihrer Geburt war ihr nicht bekannt. Papa hatte bis zum 21. Dezember keine Zeit, zum Zivilstandsamt zu gehen, und um nicht wegen Vernachlässigung der Meldepflicht beschuldigt zu werden, erklärte er den 20. Dezember als Käthis Geburtstag.

Im Frauenfelder Schlössli war sie ein hübsches junges Mädchen, und es war vielleicht nicht blosser Zufall, dass der von Herrenberg über Stuttgart und Strassburg nach Frauenfeld gewalzte Buchbinder Theodor Frick gerade sie um das Glas kuhwarmer Milch bat, das ihm der Arzt zur täglichen Kur befohlen hatte.

Nach seinem frühen Tode hielt Mutter Käthi den Haushalt für die Grossmutter Käthi und die drei Kinder, Lydia, Maria und Gerhard beispielhaft tapfer über Wasser mit Flickern und Plätten schwerer Militäruniformen, mit Stellvertretungen für bettlägerige Schwestern und mit Putzen.

Wieselflink, ein Vorbild handarbeitlicher Tüchtigkeit: **Emma** (nachmals Zumbrunnen-von Siebenthal) war wohl schon als Kind Papas Liebling. Er konnte sich auf sie verlassen. Und als er in einem strengen und langen Bergwinter sich erinnerte, dass in der Jacquiarde noch Heu in einem Stafel vorhanden sei, da schickte er sie, die neunjährige Emma und den 11jährigen Manuel, und die beiden gingen gehorsam mit dem Jungvieh in die lawinentoste Bergeinsamkeit, wo sie in 14 Tagen nur einen einzigen Menschen sahen. Sie waren froh, ihn fragen zu können, wie spät es sei.

Auf dem Klingenberg erkrankte Emma, vierzehnjährig, an Kinderlähmung. Der Arzt kam per Velo jeden zweiten Tag von Müllheim und verschrieb Meersalzbäder, die das 15-jährige Käthi in einem Waschzuber in der Küche zuzubereiten hatte. Nach einem Jahr vollständiger Lähmung, in welchem sie keine Fliege vom Gesicht verscheuchen konnte, wurde sie wieder gesund; zurück blieben eine leichte Fusslähmung und viele Schmerzen.

Auf der Alp En Cray wurde **Lydia** von Siebenthal geboren. Als sie auch auf das stärkste Treichelgeläute, dicht vor ihren Ohren, nicht reagierte, wussten die Eltern, dass sie taub war - zudem auch noch stumm, wie sich noch herausstellten sollte.

Auf Drängen des Müllheimer Pfarrers wurde sie, siebenjährig von ihrem siebzehnjährigen Bruder Alfred mit dem Fuhrwerk nach der Taubstummenanstalt Wilhelmsdorf im Schwäbischen gebracht. Ihres Heimwehs wegen musste sie schon nach einem Jahr zurückgeholt werden.

Aber in diesem einen Jahr hatte sie Schreiben und von den Lippen Ablesen gelernt. Es zeigte sich, dass sie durchaus lernfähig war und einen hellwachen Geist besass. Ihr grosses Glück war, dass sie ihr Leben bis zu seinem Ende in der Familie ihrer jüngsten Schwester, Anna, der Frau von Ernst Keller, verbringen durfte, wo sie sich gern nach bestem Vermögen nützlich machte.

Ihre ganz besonderen Lieblinge waren die Hühner. Als der Fuchs einmal einbrach, konnte sie es fast nicht verkraften.

In ihrer letzten Lebensnacht fiel sie aus dem Bett, und als der junge Bauer Ernst sie wieder ins Bett legte und zudeckte, da schaute sie ihm nach, und sie, die ein ganzes Leben lang in ewiger Stille gelebt hatte, sagte ihrem Neffen klar und deutlich: „Danke!“ Am andern Tag war sie dort, wo die Ohren der Tauben, wie es in der damaligen Tageslosung hiess, „alsbald aufgetan“ werden.

Albert von Siebenthal kam 1896 zur Welt. Von ihm sind, abgesehen von der erwähnten Bedrohung durch einen Steinbock, keine kindlichen Erlebnisse in meiner Erinnerung, wohl weil er, zurückhaltend und bedachtsam, wenig erzählte. Er konnte sich auf dem zunächst mit Alfred zusammen geerbten Hof in Gündelhart halten, einen Neubau wagen und die Krise überstehen. Weit und schön zeigte sich sein Land auf dem sanft gewölbten Seerücken.

Albert hatte, zusammen mit seiner Frau, Marie, geborene Krebs, vier Söhne, Eduard, Hans, Paul und Ernst, von denen der Älteste damals 17-jährig war.

Jahrzehnte später sah der Zwitzeregg-Senn einen älteren Mann langsam heransteigen, immer wieder stehen bleibend und umherschauend. Der Senn merkte: Der hat eine Beziehung zu diesem Berg. Sie begegneten einander und Albert erzählte, dass er als achtjähriger Statterbub hier, auf dem Zwitzeregg, gelebt habe. So ist es: sie mögen noch so lange im Thurgau, in Kanada oder in Australien gewesen sein. Ihre Wurzeln ziehen sie immer wieder ins Saanenland zurück.

Hans von Siebenthal, 1898 geboren, behauptete, dass er schon als dreijähriges Knäblein die sagenhaft bekannten Zwerglein der Alp Bimi gesehen habe. Dort, unter den Felswänden mit dem unheimlichen Namen „die Gastlosen“ hätten die „Unghüürigen“ getanzt, „rote Männdeni“, wie er atemlos seiner Mutter berichtete, die davon nichts hören wollte. Später störte der muntere Knabe mit Vorliebe gerne salbadernde Besucher, indem er plötzlich, hinter dem Ofen verborgen, akkurat wie ein Guggel Kikerikie krächte. Wenn es stimmt, dass es Badhans ist, der sich mit seiner Schalkhaftigkeit in dieser Familie immer wieder vererbt hat, dann hat er jedenfalls in diesem Enkel gleichen Namens weiter gelebt.

Badhans' Gottfrieds Hans hat denn auch immer mit fesselnder Behaglichkeit die Geschichten von seinem Grossvater erzählt.

Die jüngste, 1900 geborene Tochter **Anna** (nachmals Keller-von Siebenthal) erlebte die ganze Schulzeit in Homburg. Im Gegensatz zu ihren älteren Schwestern war ihr Dialekt nur wenig mit Oberländer Ausdrücken vermischt.

Vom Schlössli aus ging sie in den Chrischona-Gesangverein. Dort fand sie eine Freundin, Amalie Keller, und die Freundin hatte einen Bruder, Ernst Keller in Opfershofen. Es war ihm kein Opfer, Anna vom Schlössli nach Opfershofen zu führen und dann wieder heim zu geleiten, bis dann die Reuti bei Frauenfeld die gemeinsame Bleibe wurde. Zusammen hatten sie sechs Kinder: Anna, Ruth, Myrta, Dorli, Ernst und Hannelore.

1939, als auch Ernst einrücken musste, nahm Anna ganz selbstverständlich den Melkkessel zur Hand und molk täglich zehn bis zwölf Kühe, während ihr Mann in Schattdorf Munitionsdepots bewachte. Zur Friedenszeit aber nahm Anna, wenn nicht gerade Heuet oder Ernte war, am Samstag Hut und Mantel und fuhr mit Ross und Wagen zum Grosseinkauf zu Fritz Greuters Kolonialwaren-handlung - Coop oder gar Migros kamen für sie nicht in Frage. Den Leuten, die das Glück hatten, ihre Kunden zu sein, brachte sie in einem grossen mit Heu gepolsterten Korb Eier von wirklich glücklichen, für

Lydias Obhut dankbaren Hühnern. Und unserer Stadtfamilie brachte sie reichliche Erntegaben.

Das Haus von Badhans „Gottfried“ wurde übrigens 1882 abgebrochen und in Borsalet bei Château-d’Oex wieder aufgebaut:

